

1 Das Ungeheuer Krieg

Schon die Geburt des Sohnes Henning am 31. Oktober 1938 war von Ereignissen überschattet worden, die für die Zukunft Schlimmes ahnen ließen. Die Ermordung des deutschen Gesandtschaftsrats vom Rath in Paris durch einen jungen

5 jüdischen Emigranten provoziert die SA in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 zu Pogromen gegen Juden. Noch wohnt der Drogist Heinrich Scherf mit seiner Familie in der Bremer Neustadt, leitet mit einer Handvoll Angestellten das Geschäft und wird Zeuge der Ausschreitungen, die in den Hauptstraßen der Stadt Bremen beginnen. In der Obern- und Sögestraße, in der Hutfilter- und
10 Faulenstraße werden die Schaufenster jüdischer Geschäftsleute zerschlagen und das Innere verwüstet. Die jüdischen Mitbürger werden aus ihren Wohnungen gezerzt und in »Schutzhaft« genommen, nicht nur in Bremen, sondern überall im Reich. Heinrich Rosenblum aus der Thedinghauser Straße, Selma Zwienicki aus der Hohentorstraße, Leopold Sinasohn und das Ehepaar Goldberg werden
15 ermordet: Die ersten fünf Opfer von 1438 Juden, die 1933 in Bremen lebten und von denen mehr als die Hälfte umgekommen ist. Niemand kann sich später im Ernst damit herausreden, er habe von den Ausschreitungen dieser Pogromnacht in Bremen nichts gewusst. Zwei Stunden nach Mitternacht wird die Synagoge in der Gartenstraße, die im Jahre 1876 eingeweiht worden war, von grölenden SA-Trupps eingeschert. Die städtische Feuerwehr schaut zu und sorgt nur für den Schutz der angrenzenden Häuser. Das »Rosenakhaus« der israelischen Gemeinde wird vom Keller bis zum Dachboden geplündert.

Doch die Randalie der aufgeputzten SA-Trupps geht weiter. Am Morgen des 10. November werden jüdische Männer durch die Straßen der Stadt gezerzt und am darauffolgenden Tag werden sie vom damaligen Lloydbahnhof aus in das Konzentrationslager Sachsenhausen/Oranienburg deportiert. »Die
25 Kemleins nach wie vor freundlich zu Grete, nehmen die Judenhetze als etwas Gegebenes, lassen sich dadurch nicht stören, sind ganz unpolitisch und dabei offenbar beglückt von den deutschen Zuständen: Glanz, Ordnung, Frieden. Der Alte, Frontsoldat, ist ganz überzeugt, daß Deutschland im Ernstfall gegen alle
30 Welt siegreich geblieben wäre.« Der Satz des jüdischen Gelehrten Viktor Klemperer, aufgeschrieben im fernen Dresden, trifft die Gemütslage eines deutschen Bürgertums, dessen Mehrheit in Adolf Hitler längst den Vollstrecker deutschen Sendungsbewusstseins akzeptiert.

35 Auch in Bremen, dieser einst so stolzen Hansestadt, wird eifrig Beifall geklatscht: Eine Woche vor den Judenpogromen war Hitlers berüchtigter Innenminister Wilhelm Frick umjubelter Gastredner der Verwaltungsakademie in Bremen gewesen. In seinem Vortrag über die »Stellung und Aufgaben der Beamten im Dritten Reich« hatte der später in Nürnberg zum Tode verurteilte

Frick wie immer dafür plädiert, das Überhandnehmen eines »verheerenden
40 Judentums in der Rechtspflege, in der Kunst, in der Literatur und in der Wirtschaft« einzudämmen. Eine überwältigende Mehrzahl seiner Zuhörer hatte ihm dafür begeistert applaudiert. Und sie klatschten auch, als Bremens Regierender Bürgermeister, SA-Gruppenführer Böhmecker, bei einer SA-Kundgebung im Bremer Casino am 11. November 1938 unter dem Eindruck der Judenpogrome erklärte: »Irgendwelche Jammertanten haben gemeint, wir wären zu rauh
45 gewesen. Ich sage nur, es hätte noch viel schlimmer kommen können und es kann noch viel schlimmer kommen ...!«

Die Betroffenheit darüber, dass diese Ausschreitungen vor den Augen einer Bevölkerung geschahen, die sich später damit entlasten wollte, man habe davon
50 nichts gewusst – eine derartige Beschwichigungsmentalität hat den heranwachsenden Henning Scherf immer wieder geärgert. »Ich habe hier in Bremen die Bombennächte erlebt. Ich sehe noch die Leichen, die aus den Kellern herausgeholt wurden. Ich habe sogar KZler in Erinnerung, die in der Stadt aufgeräumt haben. Wenn ich als kleiner Pöks das noch weiß, dann wundere ich mich immer, dass die Erwachsenen sagen: »Wir wussten das nicht.« Und er, der doch im herkömmlichen Sinne nie
55 Kriegskind war, weil er in der Fürsorge der Eltern heranwachsen durfte, erlebt Nationalsozialismus und Krieg als »Ungeheuer, das mich persönlich umbringen will«.

Das Bild Adolf Eichmanns während seines Prozesses in Jerusalem, »der
60 Mann im Glaskasten«, das wird auch zu seinen besonderen Erinnerungen gehören. Er schaut genauer hin als viele seiner Altersgenossen, will nicht begreifen, dass die Erschütterung im Nachkriegsdeutschland rasch einem Verdrängen weichen soll. War der Mord an den Juden nicht weit weg, begangen von den Nazis, vor denen man privat doch immer gewarnt hatte? Es gab viele, die damals
65 so dachten und die sich über den jungen Mann gewundert haben, der sich für die »Aktion Sühnezeichen« und freiwillige Arbeit im israelischen Kibbuz engagierte. In den 1950er Jahren habe die deutsche Bundesrepublik den »großen Frieden mit den Tätern« geschlossen, schrieb damals der Publizist Ralph Giordano: Der Artikel 131 des Grundgesetzes ermöglichte eine kalte Amnestie auch
70 für belastete Beamte. Mediziner, Juristen, Lehrer und Professoren kamen aus ihren Maulwurfshöhlen zurück, in denen sie sich vergraben hatten. Nun setzten sie ihre Karrieren fort, als sei nichts gewesen, strickten an den Maschen einer historiografischen Beruhigung, schwankten zwischen Rechtfertigung und Anklage und redeten von Hitler wie vom Unerklärbaren, der als ein Mysterium
75 des Teufels vom Himmel gefallen war. Die verdrängte Schuld, so analysierten später Alexander und Margarete Mitscherlich, wurde von den Deutschen auf die »Inkarnation des Bösen« abgeschoben – auch dies eine These, die im politisch-aufgeklärten Hause Scherf entschieden bestritten wurde. Hatte man nicht mit

80 eigenen Augen gesehen, wie ab 1933 die deutsche Bevölkerung auf Hitler und die Nationalsozialisten reagierte? Hatten sich Kirchen und intellektuelle Eliten nicht sträflich verhalten? Warum waren die menschlichen Bindungen zwischen Deutschen und Juden schon ganz früh, ab 1933, zerbrochen? Warum war plötzlich der langjährige Nachbar kein guter Nachbar mehr gewesen? Dieser junge
85 Mann, der sich früh für Gandhis Philosophie der Gewaltlosigkeit begeistert, will die gängige These vom angeblichen »Dämon Hitler« nicht glauben; in den 1960er Jahren wird er zu den jungen SPD-Politikern gehören, die eine Mitverantwortung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen für den Judenmord nicht bestreiten. Und die lautstark gegen Franz Josef Strauß protestieren, der
90 in Bayern tönt, die »Deutschen hätten ein Recht darauf, von Auschwitz nichts mehr hören zu wollen«. Politik und Justiz verzichteten auf eine Strafverfolgung der Täter, ein Skandal ohnegleichen, über den sich mancher empörte.

»Die Reaktionären, wie wir sie nannten, wollten nicht über die Konzentrationslager reden, nicht über die Nazi-Richter, nicht über die Nazi-Beamten, nicht über die Nazi-

95 Unternehmer, die wieder in ihre alten Positionen zurückkehrten. Aber meine Eltern, unsere Freunde und ich, wir wollten laut darüber reden.« Weil er im Umkreis von kritischen Christen in der »Bekennenden Kirche« aufgewachsen war, schärfte sich seine Kritik an einer vermeintlichen Restauration, die er bekämpfen wollte.

100 »Alles, was mit Konrad Adenauer verbunden war, lief auf das Restaurieren hinaus, auf das Verdrängen von kritischen Tönen und auf das Anknüpfen an fast alles, was vorher gewesen war. Das war keine Aufarbeitung. Als dann Heinemann die Deutschlandfrage groß herausstellte, plädierten wir natürlich für eine friedliche Koexistenz mit der DDR und nicht für die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik, was ja tatsächlich die Spaltung bedeutete. Wir glaubten sogar, eine ewige Spaltung. Wir dachten, das kommt nie wieder

105 zusammen, wenn jetzt auch beide Teile noch gegenseitig aufrüsteten. Deshalb stürzten wir uns in die deutsche Frage, wo wir Adenauer eigentlich stets als unseren Gegner erleben. Bei Heinemann jedenfalls hatte ich zum ersten Mal das Gefühl: Jetzt sind die befreiten Deutschen verantwortlich für das Land. Bis dahin war das polarisiert, hier die große Masse derjenigen, die sich besiegt fühlten, die dachten, Hitler war ein Verrückter, aber
110 mit den richtigen Leuten hätten wir es geschafft. Anders hingegen Leute wie wir Scherfs, die sich vom ersten Augenblick an als Befreite gefühlt haben.«

Wie viele der damals Engagierten geht er auf die Straße, marschiert als Abiturient beim ersten Ostermarsch 1958 von Bremen ins ehemalige Konzentrationslager Bergen-Belsen, eine Woche lang und in ständiger Angst, von der Polizei geschnappt zu werden, die eine Durchquerung großer Ortschaften verboten hatte. Dabei lernt er, dass man sich das Recht auf eine Demonstration zuweilen auch erstreiten muss. Ein Jahr später fährt er mit engagierten Christen, linken SPD-Genossen und Pazifisten nach Bonn, um gemeinsam mit vielen Demonstranten gegen die Wiederbewaffnung zu protestieren. Seine

120 Generation hatte den Wiederaufbau eines von Nationalsozialisten innerlich und äußerlich verwüsteten Landes erlebt; doch nun pochte er wie viele seiner kritisch gestimmten Altersgenossen darauf, dass man künftig anders miteinander umgehen möge, innerhalb, aber auch außerhalb der Bundesrepublik. »Wir wollten nicht wieder in der nationalen Sackgasse landen, wir wollten nach Europa, wir wollten eine offene, tolerante Gesellschaft.« So fährt der 15-Jährige gemeinsam mit
125 seinem ein Jahr jüngeren Bruder Michael per Anhalter nach Paris, wo beide eine französische Familie kennenlernen, die später in das Elternhaus nach Bremen eingeladen wird. Durch die Kinder sollten die Eltern auf beiden Seiten entdecken, dass Frankreich nicht der verhasste Erbfeind und auch Deutschland nicht mehr eine Kopie von Nazi-Deutschland war. »Durch unsere internationale Orientierung, durch unsere Neugier auf das Leben außerhalb der deutschen Grenzen haben wir mit dazu beigetragen, dass diese Bundesrepublik eine wundersame Erfolgsgeschichte
130 erlebt hat. Wir waren die neue deutsche Bevölkerung.«

Erst viele Jahre später löst sich bei ihm ein Widerspruch auf, den er lange nicht erkannt hatte. Nach der Lektüre des Buches »Der lange Weg nach Westen«
135 von Heinrich August Winkler lernt er, dass nach 1945 nur der westliche Teil Deutschlands die echte Chance erhielt, eine Demokratie zu werden. Er begreift, dass der konservative Adenauer eigentlich der politische Internationalist und die deutsche Linke Nationalisten gewesen waren. »Wo ich doch immer in meinem Kopf hatte, dass die Linken die Internationalisten sind und die Rechten die Nationalisten. Das habe ich erst mit Winkler so richtig kapiert, dass da was über Kreuz gegangen
140 ist. Bei Adenauer musste ich mich entschuldigen. Den habe ich immer als einen angegriffen, der die Teilung Deutschlands zynisch akzeptiert hatte. Dabei hat seine West-Integration die Wiedervereinigung möglich gemacht. Er, der Konservative, war der Internationalist, Schumacher hingegen, der Linke, war der Nationalist. Adenauer hat
145 die Großtat vollbracht, dieses durch die Nazis verwüstete Land mit diesen verwüsteten Köpfen darauf einzustimmen, dass wir nur eine Chance mit der westeuropäischen Integration haben.«

Auch Henning Scherf hat sich wie später sein Vorbild Willy Brandt über die Deutschen gewundert, die nach dem Krieg wortlos in die Gräber blickten, für die sie verantwortlich waren. Die protestantische Ethik eines Gustav Heinemann, von dem er schon als kleiner Junge in Bremen gehört hatte, wurde ihm Richtschnur und Programm. In seinem Bremer Arbeitszimmer hängt ein großes Porträt von Gustav Heinemann, den er seinen »intellektuellen und politischen Vater« nennt: Politik und Moral sind kein Gegensatz, sondern kategorischer Imperativ für politisches Handeln. Mit Blick auf diese sittlichen Grundlagen
150 wird der rigorose Antimilitarismus eines Schülers und Studenten erklärbar, der für sich selbst früh und eindeutig eine innere Grenze zieht: Krieg bleibt für ihn das größte Unglück, das ihm je zustoßen könnte. Mahatma Gandhi wird zur

160 historischen Lieblingsgestalt. Nelson Mandela zur Leitfigur, die er ein Leben lang bewundern wird. »Wir haben über Nelson Mandela geredet, als ich als Schüler zum ersten Mal von ihm gehört habe, damals als Vorbild gewaltlosen Widerstandes, als Mandela sich für illegalen bewaffneten Kampf entschieden hatte, habe ich mich gewundert und gefreut, dass der Weltkirchenrat ihn trotzdem nicht fallen gelassen hat. Der Friedens- und Versöhnungsprozess in Südafrika ist weltweit vorbildlich!« Später wird er Mandela bei dessen Staatsbesuch in Deutschland und mehrfach in Afrika begegnen.

170 Auf die Frage, welche militärischen Leistungen er am meisten bewundert, wird er keinem, auch nicht dem neugierigsten Journalisten, eine Antwort geben. Bei der Stationierung amerikanischer Raketen im schwäbischen Mutlangen steht er Anfang der 1980er Jahre in der ersten Reihe der Gegendemonstranten. Das war keine politische Pose, sondern Konsequenz einer tief sitzenden pazifistischen Ethik, die ihm die Eltern mit auf den Lebensweg gegeben hatten. Schon als 17-Jähriger publiziert er in der Schülerzeitung des Gymnasiums an der Bremer Dechanatstraße Artikel über die Kriegsdienstverweigerung. Als 175 der Vertrauenslehrer auf den Plan tritt und den Schülerredakteuren vorwirft, sie würden zur Politisierung der Schülerschaft beitragen, sucht er nach einem Autor, der ein Plädoyer für die Bundeswehr schreiben möchte. Aber er findet keinen in der Klasse, der sich für den Wehrdienst stark machen will. »Alle waren meiner Meinung. Ich habe natürlich den Artikel für die Kriegsdienstverweigerung geschrieben, aber ich wollte auch, dass auf der anderen Seite der Zeitung eine Gegenmeinung gedruckt wurde. Da bin ich einfach zum Jugendoffizier der Bundeswehr gegangen: Sie müssen mir helfen! Wir wollen die Diskussion über die Bundeswehr in der Schülerzeitung abdrucken. In der Schule gab es ein paar alte Lehrer, die Soldat gewesen waren. 180 Aber die waren total vernagelt, wenn sie von ihren Militärgeschichten erzählten. Die hatten schon aufgehört zu denken. Die erzählten vom Zweiten Weltkrieg, als sei der niemals mit einem Zusammenbruch beendet worden.«

190 Solche Kontroversen waren nach seinem Geschmack. Er wollte es »rasseln hören«, wie er im Rückblick auf seine letzten drei Schuljahre sagt, wo er gern in der Kontroverse mit Andersdenkenden politisierte. Er liebte den Disput um Argumente, die sich im Widerstreit schärfen oder auflösen konnten; das Wegducken und Anpassen war seine Sache nicht. »Da klickt es bei mir besser. Da höre ich gerne zu. Das habe ich in der Schule gelernt, das geht bis heute. Wir basteln gerade daran, mit den Armeniern über die Frage des Holocaust mit den Türken eine Diskussion zu organisieren. Das ist anstrengend. Ich will nicht recht haben, aber ich möchte denen zumuten, dass sie wenigstens gegenseitig aushalten, dass es eine andere fundamentale Auffassung über den Völkermord an den Armeniern vor über neunzig Jahren gibt.« Die Neigung, kontroverse Themen aufzugreifen und sie möglichst im scharfen Disput diskutieren zu lassen, zieht sich seit der Schülerzeit durch sein politisches

Leben. Als auftrumpfende Jungsozialisten in den 1970er Jahren beschließen, 200 zur konkurrierenden Jungen Union der CDU keine Kontakte mehr zu pflegen, marschiert Scherf auf Einladung des damaligen Junge-Union-Vorsitzenden und heutigen Staatsministers für Kultur, Bernd Neumann, auf das Rednerpodium, um mit den jungen Unionschristen zu diskutieren. Von den eigenen Junggenossen wird er dafür gescholten. Sein späterer Koalitionspartner Neumann 205 vergisst ihm die damalige Zivilcourage nie. Die umstrittene Wehrmachtsausstellung im Jahre 2001, die er gegen den Willen der CDU ins Rathaus holt, macht er zum politischen Thema, »weil wir eine Form finden müssen, so korrekt und fair und respektvoll miteinander umzugehen, dass es ein gutes Kapitel bremischer Politik wird.« Er lässt über ein halbes Jahr über die geplante Ausstellung diskutieren, 210 rät, beschwichtigt und feuert an. Das Ergebnis gibt ihm recht: In Bremen sollte es während der Ausstellung keine Gewaltaktion geben, kein Hakenkreuz, keine rechtsradikale Attacke, obwohl der Streit über die Rolle der Wehrmacht die lokale Öffentlichkeit viele Wochen in Atem gehalten hat. Als der jüdische Historiker Wolffsohn im Verlaufe der Diskussion über die damalige Rolle der Wehrmacht ungewöhnlich polemisch die Frage aufwirft, warum die eigenen 215 Väter und Großväter nicht zur Rolle der Wehrmacht im Nationalsozialismus befragt worden seien, kontert Scherf öffentlich. »Dass es wehtut, das merken alle. Das ist keine Inszenierung hier, das ist eine richtig schmerzliche Auseinandersetzung. Ich möchte gerne Herrn Wolffsohn beweisen, dass wir hier in Bremen mit unseren unterschiedlichen Auffassungen und Biografien die Kraft haben, uns dieser schmerzlichen und bitteren Aufarbeitung zu stellen und auch auf uns zeigen. Ich möchte, dass wir einen Verständigungs- und Aufarbeitungsprozess finden, der diese Ausstellung im Rathaus 220 möglich macht. Das ist keine Machtprobe, sondern eine Anfrage an die Zivilgesellschaft, ob wir die Verletzungen im Mittelpunkt unserer Stadtbürgerschaft austragen wollen. 225 Und dieser Mittelpunkt ist für mich das Rathaus.«

Mit sanfter Provokation etwas real zu verändern – so lautete das politische Lebensmotto von Scherf, der dieses »symbolische Grenzgängertum«, wie es die grüne Politikerin Antje Vollmer bezeichnete, bereits seit seiner Schülerzeit erfolgreich praktizierte. Ein glatter und angepasster Streber würde dieser 230 junge Mann, der schon früh seine Lehrer herausforderte, gewiss nicht werden. Schon der gottesfürchtige Vater hatte bald zu spüren bekommen, dass dieser Sohn nicht immer nach seiner Pfeife tanzen würde. »Warum darfst du nicht einmal fragen? Ich weiß noch, wie ich mich in meinen Aufsätzen befreit habe und sagte, jetzt schreibe ich, was ich denke! Plötzlich merkte ich, dass ich damit gut hinkam, und so habe ich immer weiter geschrieben und mich am Schluss herausgeschrieben aus dieser väterlichen Dominanz.« 235

Wenn er später freimütig zugibt, »unter Leuten zu sein« gehöre zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dann wurde solche Neigung schon in seinen letzten

240 Jahren am Gymnasium geweckt: Er interessiert sich für die SPD und wird im Alter von 17 Jahren Mitglied bei den Jungsozialisten. Gewiss würde er stets ein eigenwilliger, auch unkonventioneller Mensch bleiben, der sich nicht rasch und übersichtlich einordnen ließ. Aber sein Traum von Glück war früh und eindeutig eine demokratisch aufgeklärte Zivilgesellschaft, in die er sich mit kritischer Anteilnahme und hohem Verantwortungsgefühl einbringen wollte. Schon die damalige Wahl zum Schulsprecher tat ihm gut, weil er plötzlich spürte, dass sein unkonventionelles Engagement anerkannt wurde. *»Das ist doch toll, wenn die Klassenkameraden in der Schule dich wählen und du das Gefühl hast: Ich bin doch nicht ein armes Schwein oder eine armselige Minderheitsfigur, sondern die halten alle was von mir.«* Schon früh nimmt er sich vor, von Lob und Beifall nicht abhängig zu werden. Er will authentisch bleiben und nicht den Versuchungen des Populismus erliegen. *»Ich habe lange gedacht, ich würde Theologe, Pfarrer oder Missionar werden. Ich glaubte, ich wüsste genau, was meine Aufgabe, mein Lebenssinn sei, zu predigen und nahe bei den Menschen zu sein. Aber als ich in der Schulzeit plötzlich merkte, dass die meisten gar nicht in der Kirche waren und ganz andere Prioritäten hatten, habe ich ganz neu darüber nachgedacht, wo ich meinen Platz finden könnte. Mit jeder neuen Erfahrung, im Studium und in meinen unterschiedlichen Berufen, hat sich die Antwort etwas verändert, aber es gibt einen roten Faden: Ich bin immer interessiert und lebendig geblieben, wenn ich mit Menschen zu tun hatte. Ich bin das Gegenstück von einem meditierenden Einsiedler, ich lebe von anderen, mit ihnen zusammen, ich brauche Zustimmung, auch Kritik und Widerspruch. Ich bin neugierig auf Leute, die anders denken und mit anderen Religionen leben.«* Diesem Grundsatz bleibt er treu, ja lebt ihn oft als handelnder Politiker vor. Nach dem New Yorker Attentat vom 11. September 2001 in New York konfrontiert er die aufkeimende Sicherheits-hysterie mit einem *»Tag der offenen Moschee«*, um den 40.000 Bremer Muslimen ein Signal von Toleranz und Versöhnung zu geben, obwohl über 1000 von ihnen als radikal und extremistisch eingestuft werden. Wie oft in seinem Leben wird er zum politischen Grenzgänger, besucht neun islamische Gebetshäuser, darunter auch die Fatih Moschee, die vom Verfassungsschutz als extremistisch eingestuft wird. Zur Islam-Woche, von Bremens Bürgermeister zum ersten Mal in Deutschland ausgerichtet, kommen allein zum Auftakt 6000 muslimische Gläubige; die Kirchen beider Konfessionen, Arbeitgeber und zahlreiche Repräsentanten aus Bremens konservativem Establishment machen bei der Veranstaltung mit. Als nach der Verhaftung des kurdischen PKK-Chefs Öcalan die Kurden in Bremen gewalttätig zu werden drohten, kamen Muslime aus allen Moscheen und Vereinen, unterzeichneten einen Friedensappell und demonstrierten jene Friedfertigkeit, über die im Verlauf der Islam-Woche öffentlich diskutiert worden war. Gegen das publizistische Trommelfeuer einer konservativen Öffentlichkeit, die dem Bremer Bürgermeister politische Naivität vorwirft, hat er die Muslime

ermutigt und das Vertrauen erhalten, einen ehrlichen Diskurs mit anderen Religionen zu pflegen. Sein Versuch, das gesamte Spektrum islamischer Gruppierungen, auch die des latenten Extremismus Verdächtigen, in die Gesellschaft einzubinden, wird als *»alternativlos«* gerühmt. Nach seiner Rundreise durch die Moscheen dankte ihm die türkische Zeitung *»Milli Gazete«* mit der Schlagzeile: *»Danke, Herr Scherf«.*

Als Schüler und Student nur den Wehrdienst zu verweigern, das reicht ihm nicht. Zu einer Zeit, da Siebzehnjährige für Rock'n'Roll schwärmen, schlägt sich Schüler Henning auf die Seite der Quäker, die südlich der damaligen Bundeshauptstadt Bonn *»work camps«* unterhalten. Man renoviert mit Gleichaltrigen Waisenhäuser und im Vorort der Stadt Worms städtische Siedlungshäuser, in denen Flüchtlingen, Spätheimkehrern und Kriegsbeschädigten geholfen wird. Später ist er Mitglied einer *»Nothelfergemeinschaft der Freunde e.V.«*, die seit den Wiederaufbaujahren mit anderen Organisationen zusammenarbeitet, und reist in den Schulferien nach Polen, um sich am Aufbau von Jugendzentren zu beteiligen. Mag sein, dass sich der hochgewachsene junge Mann, der gerne Baskenmütze, Dufflecoat und altmodische Knickerbocker-Hosen trägt, für den musikalischen Wertewandel der hereinbrechenden Rock'n'Roll-Ära interessiert. Aber Bill Haley und Elvis Presley, der 1958 als GI über Bremerhaven nach Deutschland kommt und eine Generation in Röhrenjeans und Petticoats in Schwingung bringt, spielen eine Musik für jugendliche Massen, nicht für musikalisch Ausgebildete. Das ist Musik für Teens und Twens, die eine neue Welt entdecken wollen: amerikanische Filme, frisierte Mopeds und schwarze Lederjacken. Im Rock'n'Roll sehen viele eine authentische Musik von unten, gegen Konventionen und starr tradierte Moralvorstellungen, dynamisch, sinnlich, erotisch. Offen und rebellisch kanalisiert diese Musik die Gefühle einer Generation, die im Krieg geboren worden war und in der Konfrontation mit der alten Ordnung neue Orientierung sucht. Aber zu dieser Generation, die mit Idolen wie Marlon Brando, James Dean und Elvis Presley nach einem neuen Lebensgefühl sucht, gehört der ernste junge Mann aus Bremen nicht. In einer seltenen, aus protestantischer Ethik genährten Rückwärtsgewandtheit setzt er sich nicht mit jener amerikanisierten Gesellschaft auseinander, sondern kümmert sich um das Vergangene, um Krieg und Frieden, um die Trümmer der deutschen Geschichte. *»Wir hatten keine Feindbilder mehr im Kopf, wir wollten friedliche Nachbarschaft, wir wollten interkulturelle Nähe und Austausch. Wir begeisterten uns für französische und britische Intellektuelle, wollten raus aus dem Schisma von Ost und West, reisten nach Prag, nach Warschau, fanden Freunde hinter dem Eisernen Vorhang.«* Als Henning Scherf wieder einmal um eine freiwillige Tätigkeit in einem *»work-camp«* gebeten worden ist, schreibt er dem väterlichen Mentor Hellmut Keusen, Leiter des Evangelischen Studienwerks Villigst: *»Bisher verstand*

320 *ich alle zukünftige Tätigkeit und die Ausbildung dazu als ein »Für die Welt verantwortlich sein«, heute ist daneben getreten die Aufgabe der Gemeinde als wichtiger Ort der Bewährung.«* Das Leben als Prüfung und Probe oder Verantwortung in der Solidargemeinschaft: Auch dies wird zu einem Leitmotiv, das nicht nur er, sondern auch die beiden Brüder und später seine drei Kinder übernehmen, die sich immer wieder und an verschiedenen Orten in »work-camps« engagieren.

325 Als er nach dem Abitur vom örtlichen Bremer Wehrdienstbüro aufgefordert wird, seine Abneigung gegen den Dienst in der Bundeswehr zu begründen, schreibt er Hellmut Keusen: *»Ein Wehrdienst kommt für mich nicht in Frage, weil ich Kriegsdienstverweigerer bin. Ich bin der festen Überzeugung, daß ich anerkannt werden muß. Die Frage ist nur, in welcher Instanz.«*

330 Als sich der Prüfungsausschuss bei Keusen am 26. Oktober 1959 danach erkundigt, welche Gründe für die Verweigerung des Wehrdienstes genannt werden könnten, kommt die lapidare Antwort zurück: *»Herr Scherf ist aus religiösen und politischen Gründen zum Wehrdienstverweigerer geworden. Es mag die Ernsthaftigkeit seiner Überzeugung beweisen, daß er zur Ableistung eines Ersatzdienstes nicht nur ein volles Ja gab, sondern dieser Ersatzdienst geradezu von ihm als notwendig angesehen wird.«* Und Keusen setzt hinzu: *»Ich bin überzeugt, daß er sich seine Entscheidung nicht leicht gemacht hat, sondern daß ihn seine Überzeugung zum Kriegsdienstverweigerer hat werden lassen.«*

335 Über diese tiefe Abneigung gegenüber Krieg und dem »Dienst an der Waffe« hat er niemals mit sich reden lassen. Da duldet er schon als Schüler keine Kompromisse. Bis heute ist er anerkannter Kriegsdienstverweigerer geblieben; als Student versucht er, am deutschen Wehersatzdienstgesetz mitzuarbeiten und als Mitglied der »Internationale der Kriegsdienstverweigerer« wirksame Lobby zu sein. Als er später nach dem Referendarexamen zum zivilen Ersatzdienst antreten will, wird er mit einer undurchsichtigen Begründung abgewiesen. Man forderte ihn auf, seine juristische Referendarszeit erst einmal zu Ende zu machen. *»Ich habe das als eine Ablehnung empfunden. Die wollten mich nicht im Ersatzdienst haben, weil ich für die einfach zu gefährlich war. Natürlich wollte ich den Ersatzdienst auch dazu benutzen, um eine gewaltlose Widerstandsarbeit zu organisieren. Aber die hatten kein Interesse daran, einen jungen Mann aufzunehmen, der die Leute politisch auch noch hochschaukeln wollte. Die haben sich einfach gesagt: Lass den mal erst seine Ausbildung zu Ende machen, die ja damals bis zum Assessor-Examen vier Jahre dauerte. Danach habe ich mich bei denen danach erkundigt, was denn mit mir eigentlich los sei. Und sie meinten, das sei jetzt endgültig gelaufen. Sie könnten mich auch nicht mehr bezahlen, weil ich schon Assessor sei. Also habe ich nicht gedient. Aber wenn ich danach gefragt worden bin, habe ich stets auf meine zahlreichen work camps verwiesen. Die Arbeit dort habe ich als einen Wehersatzdienst betrachtet.«*

340

345

350

355

Mit seiner Überzeugung bleibt er konsequent: Kaum im Kreise seiner damaligen Kommilitonen im Evangelischen Studienwerk Villigst angekommen, organisiert Scherf Gespräche über das Pro und Contra des Wehrdienstes, lädt Soldaten und Wehrdienstverweigerer samt zuständigem Militärdekan ein, sitzt auf dem Podium und diskutiert »lebhaft, aber doch tolerant« über diese Frage, die ihm auf den Nägeln brennt. Im Streit mit anderen artikuliert er sein »linkes Gewissen«, plädiert für allgemeine Abrüstung und appelliert für die Mitarbeit bei der »Aktion Sühnezeichen«. Seine Lehrer, Kommilitonen und Tutoren sind begeistert: *»Das war gewinnend und immer interessant«,* lobt Wolfgang Piepenstock, damals mit Scherf im Werksemester, *»man wurde niemals kleingeredet.«* Und Prof. Dr. Heinz-Eduard Tödt, einer seiner Tutoren, schreibt in sein Gutachten: *»Es ist mir nicht zweifelhaft, daß Gewissensentscheidungen die Haltung von Henning Scherf bestimmen.«*

Elterliche Wertvorstellungen können wichtige Akzente für die Kindheit und die weitere persönliche Entwicklung setzen. *»Seit ich denken und nachdenken konnte, hatte ich eine direkte politische Umgebung«,* wird der Bürgermeister Bremens später in einem Interview mit Peter Merseburger sagen. *»Wenn Sie aus einer politischen Familie kommen, sind Sie einfach dabei.«* Der Satz verweist auf den Einfluss des Vaters, dem der Sohn wohl Entscheidendes für sein späteres Leben verdankt – allem voran die tiefe Verankerung in Kirche und Theologie. »Links das Partei-buch, rechts die Bibel«, auch dieses Klischee wird einen Mann ein Leben lang begleiten, der sich nach dem Abitur in ein aufregendes Studium stürzt und fast aus Zufall zum Berufspolitiker wird. Das Wichtigste, das er vom christlichen Glauben lernt, sind nicht irgendwelche Bekenntnisse. *»Man muss immer nachfragen und Glaube wie Theologie zu seiner eigenen Sache machen«* – dies wird das Credo eines jungen Mannes. Als er über die Losung der Benediktinerinnen »Bete und arbeite« meditiert, greift er die Geschichte mit dem Mann aus den Weinbergen aus dem Matthäus-Evangelium, Kapitel 20, Vers 1-16, auf: Dieser Mann habe den ganzen Tag hindurch Männer zum Ernten angeheuert. Am Abend bekamen alle ihren gleichen Lohn, egal, ob sie eine Stunde gearbeitet hatten oder schon den ganzen Tag dabei waren. Ist der Weinbergbesitzer fair oder unfair zu den Arbeitern gewesen? Die Geschichte dahinter findet er kostbar, weil sie als Grundlage unseres Zusammenlebens dienen könne: Arbeit müsse fair verteilt werden. Alle müssten sich um die Menschen kümmern, die keine Arbeit haben oder nicht mehr arbeiten können – jeder müsse sein Auskommen haben. Das Gleichnis will er auf die heutige Arbeitswelt übertragen. *»Wir brauchen gerade heute Menschen, die anders organisiert sind als von oben nach unten, die an das große Ganze denken und dafür auch handeln wollen.«*

Schon als junger Mann will er Anstöße organisieren und Aufbrüche möglich machen. Dabei bleibt dem Bremer Kleinbürgersohn stets bewusst, dass es

400 Traditionslinien waren, die den heranwachsenden Menschen prägten. Literaten wie Theodor Fontane oder Heinrich Böll, Theologen wie Karl Barth oder Dietrich Bonhoeffer, Politiker wie Mahatma Gandhi oder Nelson Mandela sollten sein Denken ein Leben lang beeinflussen. *»Ich hatte nie das Gefühl, bei null anzufangen, sondern sah mich immer als Erbe einer bestimmten Kultur, als Erbe von Glaubens- und politischen Überzeugungen.«* Wenn ihn etwas aus der christlichen Verkündigung interessiert, dann ist es jene »tätige Nächstenliebe«, wie er 1977 in einem Kondolenzbrief an die Witwe des plötzlich verstorbenen SPD-Schatzmeisters Wilhelm Dröscher schreibt. *»So sich kümmern, wie er es getan hat [...] das soll ein Maßstab sein!«* Schon dieses Bild verrät einiges vom christlichen Hirten, das später mit dem Parteipolitiker und SPD-Senator assoziiert wird. Der »gute Mensch von Kirn«, wie der verstorbene Dröscher genannt wurde, wird von ihm neben Gustav Heinemann zum »denkwürdigen Vorbild« geadelt. *»Seit dem Tode meines Vaters bin ich nie wieder so hilflos gewesen«* – auch dieser Satz verrät eine innige Zuneigung zu einem Mann, der Politik als tätige Nächstenliebe im Weinberg des Herrn begriff. *»Wer den Boden nicht beackert, braucht sich nicht zu wundern, wenn darauf nichts wächst. Ohne den Kontakt mit den Menschen kann ich keine erfolgreiche Politik machen«,* mahnte Dröscher immer wieder. Feste Verwurzelung mit der Heimat und den Problemen der Menschen – das war es, was den guten Volksvertreter ausmachte. *»Er selbst ist gefordert und muß denen Rede und Antwort stehen, die ihm ihren Auftrag gegeben haben.«*

Das Vorbild des Vaters

Es war der Vater, der ihm dieses Ideal vorgelebt hat. Von ihm lernt er, was Mut, Zivilcourage und aktives Christ-Sein in einer bedrohten Welt bedeuten können. Der Vater lebt ihm eine fast naive Unbeirrbarkeit des Glaubens vor, die unter dem NS-Regime bald zu gefährlichen Konflikten führt, weil es einzig und allein dem NS-Regime bald zu gefährlichen Konflikten führt, weil es einzig und allein darum ging, *»ob ich zu der Gemeinde halte oder nicht«,* wie dies der Sohn später formuliert. Die Biografie des Vaters: Kein antifaschistischer Held, aber eine Geschichte des Standhaltens, Durchhaltens, des Aufmuckens und des Sich-nicht-unterkriegen-Lassens – der Lebenslauf eines Christenmenschen, der mit Gottvertrauen an seiner Kirche festhielt und sich von pöbelnden Nazis nicht einschüchtern ließ. *»Vor unserem kleinen Laden stand ein SA-Mann, der die Leute davon abhalten sollte, bei uns zu kaufen. Und mein Vater hat versucht, diesen Außendruck durch engagiertes Mitarbeiten in der Bekennenden Kirche auszuhalten.«*

435 Heinrich Scherf war als junger Drogist von Hannover nach Bremen gekommen, Spross einer traditionsreichen Bäckerdynastie, die das welfische Königshaus beliefern durfte – das Signum, »königlicher Hoflieferant« gewesen zu sein,

schmückte zur Freude von Heinrich Scherf das Familienwappen, auf das er ein Leben lang stolz blieb. War dies schon Reminiszenz an das Alte und Bewährte, dem der Jüngere in kühner Risikamentalität entlaufen war? Der Vater war früh gestorben, und der eigenwillige Sohn machte sich auf eine riskante Reise in die Unabhängigkeit: Er brach ohne Abschluss der Mittleren Reife die Schule ab und wählte einen Beruf, der damals viel mit Modernität und Fortschritt zu tun hatte, mit Chemie, Pharmazie und Tinkturen; denn immer häufiger hatten sich die Drogerien neben den klassischen Apotheken als neue Konkurrenz etabliert. Heinrich ging nach Bremen – auch dies ein wagemutiger Schritt, weil er den Verlust des gewohnten familiären Umfelds bedeutete. Er war völlig auf sich allein gestellt: Ein junger Mann, der nur die Volksschule und einige Jahre das Gymnasium besucht hatte. In seiner kleinen Drogerie, so urteilten seine Kinder später, erinnerte der Vater an einen intelligenten, seiner Zeit weit vorausseilenden Volksheilkundigen, der allen Problemen offen gegenüberstand, überall Anteil nehmend und freundliche Ratschläge gebend. *»Ich glaube, die Drogisterei war damals so etwas wie heute das Reformhaus, also ein Vorläufer für eine gesundheitsorientierte Reformbewegung. Das war aber auch der Zugang zu einer anderen Lebensweise und zu einer anderen Umgebung. Mein Vater ist ein frommer Jugendbewegter gewesen. Es gibt Bilder von ihm, da tanzt er barfuß in Walla-Walla-Kleidern. Die Mädchen tragen alle weiße Hemden und tanzen einen Reigen im Wald, und alle sind furchtbar glücklich. Er war ein großer und schöner Mann, mit einer großen, dunklen Lockenpracht. Und alle haben ihn offenbar gemocht und sehr sympathisch gefunden.«* Tatkräftig, fromm, ermutigend, anregend, vielen Dingen des Lebens zugewandt und besonders an der alternativen Medizinheilkunde interessiert – so beschreiben seine Kinder und Zeitgenossen einen Mann, der in Bremens »Alter Neustadt« Wurzeln schlägt und nach dem Kauf eines kleinen Drogeriegeschäfts rasch zum geachteten Nachbarn avanciert. Das Geld habe zwar selten für alle gereicht, erinnert sich die Tochter Traute Meier, doch Heinrich hatte sich bald im kleinbürgerlichen Milieu der Neustadt als aktiver Mitbürger etabliert: Eloquent, freundlich und weltoffen rät und berät er, kümmert und sorgt sich, lebt Nächstenliebe vor, weil er einfach eine Art »ländlichen Gottesglauben« hat, wie dies die Tochter formuliert: Sie hat viele Jahre mit dem Vater an der Ladentheke gestanden, Arzneien und Heilmittel ausgefahren und sich um fast alle geschäftlichen Dinge gekümmert. Sie erlebte einen Vater, der wie ein »Seelsorger für alle« war, aber auch Ängste vor Distanzierung und Ablehnung hatte. Bei Konflikten zeigte er sich manchmal schwach; Harmonie ging ihm über alles. *»Ihm war die Gabe des natürlichen Kontakts mit den Mitmenschen geschenkt. Niemand konnte sich so in der Gemeinschaft freuen und überall Fröhlichkeit verbreiten«,* rühmt die langjährige Freundin Maria Schröder, die ihn oft in der Gemeindefreizeit von Stephani erlebte: Die couragierte Lehrerin

wurde im März 1942 zusammen mit drei Kolleginnen vom Dienst suspendiert, weil sie jüdischen Familien vor ihrem Abtransport ins Konzentrationslager Minsk Trost zugesprochen hatte. Mit Heinrich Scherf hatte sie sich immer wieder dafür eingesetzt, dass auch getaufte Juden nach ihrer diffamierenden Kennzeichnung durch den Davidstern weiter an allen kirchlichen Veranstaltungen teilnehmen konnten.

480 »Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet.« Die Losung seines Trauspruchs wird zum Lebensmotto eines Mannes, den auch andere als immerzu rüstigen Christenmenschen beschreiben: »Wie müde er nach einem langen Tag auch sein mochte, es zog und trieb ihn zu unseren Bibelstunden, in denen er Stärkung und Erkenntnis suchte.« Der aktive Geschäftsmann, der später in der Bremer Handelskammer die Prüfungen für den Drogistennachwuchs abnimmt; das rührige Vorstandsmitglied der Stephani-Gemeinde, die nicht nur sonntags zur religiösen Fluchtburg wird; der sorgende Vater, der wohl selber gern Pfarrer geworden wäre – wie seine geistig-theologischen Mitstreiter Wiard Rosenboom und Gustav Greiffenhagen. »Jesus Christus [...] ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben«, dieser Satz aus dem Barmer Bekenntnis von 1934 wird zur religiösen Maxime eines Mannes, der von seiner Umgebung ein gottgefälliges Leben verlangt. In dieser Familie ereignete sich, ähnlich wie es häufig in strengen protestantischen Pfarrhäusern der Fall sein kann, eine Verdoppelung von väterlicher und religiöser Autorität: Verfehlungen wurden nicht selten zweimal eingestanden – einmal den Eltern und danach im stillen Gebet Gott gegenüber. Was für die Pfarrerskinder aus der befreundeten Familie Greiffenhagen galt, galt auch im Hause Scherf: »Die Vorbildrolle des Pfarrerskindes wird von beiden Seiten erwartet – von der Außenwelt und von den Eltern [...], neben der Ehe muß vor allem die Kindererziehung die innere Stimmigkeit seiner Lehre und die Fruchtbarkeit seines Glaubens beweisen.« Was der Sohn Martin Greiffenhagen über die eigene Familie schrieb, war auch im Hause Scherf gültig – eine nach heutigen Maßstäben rigide Erziehungspraxis, bei der die rasche Bestrafung an der Tagesordnung war. Die kleine Ohrfeige wegen einer frechen Bemerkung, verordnetes Stillsitzen oder Eckenstehen, härtere Strafen nicht ausgeschlossen. Wenn etwas nicht nach seinem Willen ging, konnte Heinrich Scherf sehr streng werden. »Da hinten im Büro hing die kleine Knute. Gott sei Dank hatte sie ganz breite Riemen«, erinnerte sich im Jahre 2004 der Bremer Bürgermeister, als er das inzwischen verkaufte Elternhaus an der Bremer Osterstraße besuchte. Im Zorn des Vaters wurde Sohn Michael mit dem Teppichklopfer verhaun. »Willst du Prügel oder eine Strafarbeit?« Auch diese drakonische Alternative galt in einer Familie, deren religiös geprägte Gewissenskultur unter dem stillen Protest von Großmutter, Mutter und Geschwistern

besonders vom Vater durchgefochten wurde. Als Sohn Michael, ohnehin der ungebärdigste von allen, einmal etwas ausgefressen hatte, musste er fünfzigmal den Satz aufschreiben: »Es besteht ein großer Unterschied zwischen mir und meinem Vater.« Als der listige Michael den Satz nur einmal aufschreibt und seelenruhig darunter neunundvierzig Gänsefüßchen setzt, ahnen die älteren Schwestern Schlimmes – zumindest die gewohnte Tracht Prügel für den frechen Sohn. Doch der Vater lenkt ein – und schickt Michael zur Bestrafung lediglich in die Zimmerecke. Aber auch dies war ein pädagogischer Rigorismus, der aus heutiger Sicht undenkbar wäre. Noch im Rückblick der kritischen Tochter wird solche Handlung zu einem Akt nachsichtiger Barmherzigkeit. »Unser Vater konnte lachen und verzeihen. Aber die Familie hat er wie eine kleine Mannschaft dirigiert. Jedes Kind an seinem Platz. Und selten hat einer von uns aufgemuckt.«

Wer wie der Christ Heinrich Scherf zwölf Jahre in den Streit der Evangelischen Kirche mit dem totalen Staat Adolf Hitlers verwickelt war, der musste wohl stark sein – auf jeden Fall konnte er ein festes, unverrückbares Weltbild gut gebrauchen. Vor dem Hintergrund des aufkommenden Nationalsozialismus suchten die Gläubigen in der Gemeinde der Bekennenden Kirche Vertrauen und einen Halt, an dem man sich orientieren konnte. In der Gemeinde St. Stephani sammelte sich der zaghafte Widerstand der Christen um die beiden Pfarrer Wiard Rosenboom und Gustav Greiffenhagen, beide Barth-Apologeten, denen es eine selbstverständliche Pflicht war, innerhalb der Gemeinde zusammenzuhalten, »sich eins zu wissen als Glieder der Stephani-Kirche«. Beide wussten, dass die Kirche des Jahres 1933 eine »Kirche der Versuchung« sein würde; denn für die interne Kommunikation, die stets Verrat und Denunziation ausgeliefert war, galt längst das »Dahlemer Notrecht«: In der Botschaft der Bekenntnissynode von Berlin-Dahlem vom Oktober 1934 waren die christlichen Gemeinden u.a. aufgefordert worden, keine Weisungen von der nationalsozialistisch gesteuerten Reichskirchenregierung entgegenzunehmen.

Paradoxerweise ist es ausgerechnet Heinrich Scherf gewesen, der gegen den Geist dieses Abgrenzungsbeschlusses verstieß. Als enger Vertrauter von Greiffenhagen und Rosenboom war er in alle Interna der Bekennenden Gemeinde eingeweiht; oft war der neu eingesetzte Landesbischof Weidemann Zielscheibe ihrer Kritik gewesen. Durfte man mit diesem Mann verhandeln? Der Bremer Historiker Diether Koch, mit Henning Scherf seit dessen Schulzeit bekannt, vermutet hinter dem Schritt von Heinrich Scherf im August 1938 »christliche Naivität«, einen unbedarften Glauben, dass man mit einem hochrangigen NS-Würdenträger durchaus über menschliche Probleme verhandeln könne. Der Anlass des kompromittierenden Besuchs war gewiss aus tiefer Seelennot geboren: Durch den Tod von Pastor Rosenboom bekam Weidemann die große

Chance, in der renitenten Stephani-Gemeinde eine neue Pastorenstelle zu besetzen. Es versteht sich von selbst, dass sich Weidemann für einen Repräsentanten der Deutschen Christen entschied. In das Pfarrhaus neben Greiffenhagen sollte
560 Pastor Herbert-Werner Fischer einziehen, ein Deutscher Christ und Parteigenosse seit 1931 – ein Gedanke, der für alle unerträglich war. Neben die Familie des tapferen, von der Gestapo bespitzelten und mehrfach inhaftierten Pfarrers der bekennenden Christen also der Mann, der nicht das reine Evangelium predigte, sondern es mit nationalsozialistischem Glauben durchsetzte – das
565 durfte nicht sein! Die Gemeinde wollte keinen Deutschen Christen, sondern einen Mann der Bekennenden Kirche, Pastor Werner Friese, der die Nachfolge des verstorbenen Rosenboom antreten sollte. Die Lage war prekär. Trotzdem entschloss sich Heinrich Scherf, im Alleingang Weidemann aufzusuchen und dem Landesbischof ins Gewissen zu reden. Dabei ließ er sich nur von seinem
570 Bruderratsmitglied Tobe Wessels begleiten. Er mag diesen Schritt in frommer Absicht getan und im Glauben gehandelt haben, dass er den mächtigen Landesbischof von Christ zu Christ oder von gleich zu gleich umstimmen könne. Aber das Projekt war von Anfang an zum Scheitern verurteilt: Der selbstherrliche Weidemann dachte nicht daran, seine Auffassung von einem NS-konformen
575 Christentum zu überdenken.

Der gutgläubige Scherf wurde nach seiner gescheiterten Mission stark kritisiert. Er hätte gegen den Geist des Bruderrats verstoßen, der nur nach gemeinsamer Beratung handeln sollte, und auf diese Weise den »Landesbischof« noch aufgewertet. Er habe nicht im Auftrag und auf Weisung des Bruderrats gehandelt,
580 der nach stürmischer Sitzung beschloss, Heinrich Scherf als Mitglied im Bruderrat nicht mehr zu dulden. Er habe sich in »doppelter Weise vom Boden der Bekennenden Kirche entfernt, indem er den, von der Bekennenden Kirche nicht anerkannten Landeskirchenführer in Sachen der Pfarrrschaft um Hilfe anging«, vermerkt das Protokoll, »und dadurch das Führerprinzip auch für die
585 Bekennende Kirche als möglich hinstellte«. Beide Männer wurden abgewählt und durch neue Mitglieder im Bruderrat ersetzt. Bei der Abwahl von Tobe Wessels hatte Scherf noch Protokoll geführt und mit dem Psalm unterschrieben: »Herr, fern Dir leb ich! Herr, fern Dir sterbe ich, Herr, fern Dir bin ich ewiglich!« Nun, wenige Tage später, nach der Entscheidung der Gemeinde, konnte er selbst diese Tröstung gebrauchen. Seine Rolle als Vertreter der Bekennenden
590 Kirche war zu Ende. Er blieb dennoch in der »Bekennenden Gemeinde« und wurde nach dem Krieg in den Vorstand gewählt, dem er bis zu seinem Tode im Jahre 1965 angehörte. Und dennoch: »Mit Freude hat er sich bis zuletzt immer wieder der Zeit einer echten Glaubensgemeinschaft in der schlimmen Notzeit
595 des Nationalsozialismus erinnert«, rühmte Maria Schröder, die mit ihm Not und Anfechtungen in der »Bekennenden Kirche« erlitten hatte. Fröhlich und

wie selbstverständlich habe dieser Mann seine große Familie ins Gemeindeleben hineingestellt und bei allen seinen Kindern ein soziales Verantwortungsgefühl geweckt, das beispielhaft sei. »Bis zuletzt trat er unnachgiebig für die politische Verantwortung eines Christen ein.«

600

Protestantischer Schmalhans

Eine Kindheit und Jugend im Schatten des Krieges: Die Familie schlägt sich mühsam durchs Leben. Alle Geschwister packen im Haushalt und im Geschäft des Vaters mit an. Die Armut der Eltern führt dazu, dass die Mutter in den umliegenden Geschäften oft anschreiben lassen muss. Als Kind bekam Henning
genaue Instruktionen, bei welchen Geschäften man sich besser nicht blicken lassen sollte, weil dort einmal zu viel angeschrieben worden war. Er ist nach eigenen Worten zum »protestantischen Schmalhans« geworden, der sich kaum für Konsum interessiert, der nichts wegwerfen kann und der noch als gestandener Mann mit seiner Frau Wetten abschließt, mit zwei Euro Taschengeld durch die Woche zu kommen. Dabei hat er auch als Politiker selten Geld in der Tasche und überlässt es seiner Sekretärin, über ein diskretes Konto alle Rechnungen für ihn zu begleichen. Die Armut in der Kindheit führt später zu einer paradoxen Bewertung von Geld und Finanzen. »Unsere Finanznöte waren mir peinlich,
ich habe mir damals sehr gewünscht, dass ich später nicht aufs Geld schauen müsste, und wollte damit so wenig wie möglich zu tun haben. Dass ich nie Geld bei mir trug, hat zwei Gründe. Zum einen wird man als Politiker herumgereicht und auch versorgt, man kommt kaum dazu allein unterwegs zu sein und sich selbst etwas zu kaufen.« Erst als Polit-Pensionär lernt er, wie ein Bankautomat funktioniert, wie man Überweisungen ausfüllt und wie viel ein halbes Pfund Butter kostet.

Als er sich im Frühjahr 1958 zum Abitur meldet, liegt hinter ihm eine sehr abwechslungsreiche Schulzeit. Im Herbst 1945 war er in Osterholz-Scharmbeck eingeschult worden. Im Jahr 1947 war die Familie mit Großmutter und Kindern zurück nach Bremen gezogen, wo der Vater zum vierten Mal sein zerbombtes Geschäft eröffnete. Dort überspringt Henning ein Schuljahr und besteht 1949 die Aufnahmeprüfung zum »Alten Gymnasium«, einer renommierten humanistischen Traditionsschule, in der Latein und Griechisch gepaukt werden – noch soll der junge Mann neben dem Klavierspiel alte Sprachen lernen, um sich auf den Beruf des evangelischen Pfarrers vorzubereiten. »Meinen allzu schnell
emporgeschnittenen Körper versuchte ich, in sportlicher Betätigung zu üben«, schreibt er in seinem damals zur Abiturzulassung noch obligatorischen Lebenslauf mit entwaffnender Offenheit. Henning lebt fast asketisch, vermeidet Alkohol, trinkt am liebsten Milch und lebt schon als Schüler Konsumverzicht vor. »Also, das mit